



Wilhelm Schmid
*Vom Schenken
und Beschenktwerden*

INSEL-BÜCHEREI



Wilhelm Schmid

*Vom Schenken
und Beschenktwerden*

Insel Verlag

Insel-Bücherei Nr. 2517

© Insel Verlag Berlin 2017

Inhaltsverzeichnis

Vorwort 7

1. Von der Kunst des Schenkens:
Geben- und Nehmenkönnen 15
2. Liebe schenken:
Hingabe und Hinnahme 29
3. Zeit und Aufmerksamkeit schenken:
Blaue und andere Stunden 46
4. Freundschaft und
Gastfreundschaft schenken 60
5. Geschenke für sich selbst:
»Was mir guttut« 76
6. Sich Muße schenken:
Langeweile und lange Weile 84

Textnachweis 96

Zum Autor 97

Vorwort

Großzügig zu sein beim Schenken: Eine gute Idee. Dachte ich und schenkte bei passender Gelegenheit einen großen Blumenstrauß. Ich war stolz darauf, endlich einmal nicht gespart, sondern richtig hingelangt zu haben. Die Reaktion fiel kurz und knapp aus: »Je größer der Blumenstrauß, desto schlechter das Gewissen!« Mit offenem Mund stand ich da und brachte kein Wort hervor, denn – es stimmte. Meine vermeintliche Großzügigkeit schrumpfte zum kleinlichen Kalkül, und ein für alle Mal war mir klar: Schenken ist schwierig.

Das ganze Jahr hindurch steht bei mehr oder weniger passenden Gelegenheiten die Frage im Raum: Was will ich wem schenken und warum? Und doch sind das vereinzelte Ereignisse, denen im Grunde die nötige Aufmerksamkeit gewidmet werden kann. Der Ernstfall des Schenkens hinge-

gen ist Weihnachten: Alle auf einmal, und keiner darf benachteiligt werden. Weihnachten ist von Kindheitserinnerungen geprägt, die immer auch mit den Geschenken zu tun haben, die unter dem Baum lagen. Weihnachten ohne Geschenke erscheint daher widernatürlich. Viele Geschenke aber erzeugen Stress, den Stress des *Schenkens* (des Agierenmüssens) ebenso wie den des *Beschenkt-werdens* (des Reagierenmüssens).

Schenken ist schön, macht aber viel Arbeit. Was Karl Valentin einmal für die Kunst formulierte, gilt auch für die Kunst des Schenkens. Die Arbeit beginnt lange vor dem Einpacken und endet mit dem Auspacken noch immer nicht, wechselt zwischendurch aber die Seiten: Vom Schenkenden zum Beschenkten (und mit der maskulinen Form ist in diesem Buch immer auch die feminine gemeint). Das *Geschenkpapier* gestaltet den Übergang, und da es sehr auf einen reibungslosen Ablauf ankommt, bereitet nicht nur die Auswahl des Geschenks, sondern auch die des Papiers einige Mühe. Dann aber kann der Schenkende das Geschenk, das im Moment noch

seines ist, beim raschelnden Verpacken ein letztes Mal begutachten und die Vorfreude auf die Reaktion des Beschenkten auskosten. Diesem wiederum gewährt die umständliche Beschäftigung mit der Umhüllung beim Auspacken einen Moment der Verzögerung, um seine Gesichtszüge für alle möglichen Reaktionen bereitzuhalten, bevor er sie mit dem Eigentumsübergang endgültig bei einer ausgewählten Variante einrasten lassen muss.

Die Kunst des Schenkens ist eine von vielen Künsten, die dazu beitragen können, das Leben schöner und reicher zu machen. Wie alle Künste ist jedoch auch die des Schenkens auf ein Wissen und Können angewiesen. Das *Wissen* beruht darauf, Informationen zu sammeln und sich selbst Gedanken zu machen, Beobachtungen und Überlegungen anzustellen und sich umzusehen, welche möglichen Geschenke es gibt, um sie in Bezug zu dem Menschen zu setzen, der beschenkt werden soll: Ist das etwas für ihn, freut ihn das, kann er das brauchen? Das *Können* wiederum entsteht mit dem praktischen Tun, es endlich zu wagen, und mit der anhaltenden Bereitschaft, es

immer wieder von Neuem zu versuchen. Übung macht den Meister, auch beim Schenken. Es kann schiefgehen, aber dann lässt sich etwas daraus lernen, das Wissen wird umfangreicher, das Gespür feiner, das Können gekonnter.

Schenken ist pikant und kann prekär werden. Nicht durchweg ist es *altruistisch*, dem Anderen zugewandt, dem eine Freude gemacht werden soll. Es hat auch eine *egoistische* Seite: Mit der Freude, die der Schenkende dem Anderen macht, will er sich selbst gut fühlen. Einige Gedanken zur rechten Zeit erhöhen die Wahrscheinlichkeit, dass das Eine wie das Andere geschieht. Gedankenlosigkeit jedoch birgt die Gefahr von Notgeschenken in sich, die viel Unheil anrichten können. Oder von Verlegenheitsgeschenken, die nicht nur der Verlegenheit entstammen, nicht so recht zu wissen, was überhaupt geschenkt werden soll, sondern auch den Beschenkten in Verlegenheit stürzen, weil er nicht weiß, ob er dankbar sein soll.

Dass Schenken glücklich macht, ist vielfach zu lesen, und viele glauben daran. Aber es hilft

nichts, nur die Freuden des Schenkens zu preisen, wichtig ist, auch die Probleme zu kennen, die es mit sich bringen kann, um ihnen nach Möglichkeit zu entgehen. Die Größenordnung des Schenkens ist *skalierbar* vom selbstgefundenen Flusskiesel bis zum Edelstein, die Probleme aber bleiben die gleichen. Es kann den Schenkenden unglücklich machen, wenn das Geschenk beim Beschenkten nicht »ankommt«. Der kann seinerseits unglücklich sein, wenn ihn das Geschenk in Schwierigkeiten bringt: Er sollte sich jetzt ungeheuer freuen, aber er freut sich nicht. Das Geschenk ist nicht das, was er sich wünschte. Vielleicht ist es ärgerlich oder, schlimmer noch, belanglos, nicht einmal des Ärgers wert. In manchen Fällen kann es sogar als Beleidigung empfunden werden, wenn es offenkundig gedankenlos ausgewählt worden ist.

Maßvolle Erwartungen tragen zum Gelingen bei: Der Höhepunkt des Schenkens ist erreicht, wenn der Schenkende sich über seine Großzügigkeit freuen kann und der Beschenkte nicht allzu schwer an den Folgen zu tragen hat. Dabei

ist der Umgang mit *materiellen* Geschenken nur ein Übungsfeld für den Umgang mit Geschenken *ideeller* Art, die nicht nur für den Moment oder für eine Weile, sondern für das ganze Leben von Bedeutung sind. Liebe, Freundschaft und Gastfreundschaft zu schenken ist eine Freude für alle Beteiligten, stellt aber auch hohe Anforderungen an den Gebenden wie den Nehmenden. Was bedeutet es, Zeit und Aufmerksamkeit zu schenken, und wie wichtig und von welcher Art sind Geschenke, die ein Mensch sich selbst macht?

Schwer zu beantworten sind Fragen der *Gerechtigkeit*, die sowohl von ideellen als auch materiellen Geschenken aufgeworfen werden. Ist es gerecht, wenn alle, die beschenkt werden, gleich behandelt werden? Dann müssten die geliebten Kinder zu Weihnachten die gleiche Art von Schokolade bekommen, auch wenn nicht jedes Kind Schokolade mag. Sämtliche Freunde müssten auf gleiche Weise bedacht werden, obwohl sie nicht die gleichen Interessen haben. Und die Liebenden müssten ihr Verhältnis ständig daraufhin überprüfen, ob Liebe und Gegenliebe sich die

Waage halten. Bald wird klar: Absolute Gerechtigkeit ist eine Illusion.

Angesichts der möglichen Missverständnisse und entstehenden Probleme beim Schenken taucht unweigerlich der Gedanke auf, wie ihnen zu entkommen wäre. Vielleicht durch eine einzige Maßnahme: Würde *Abstinenz* nicht alles besser machen? Aber in Bezug auf ideelle Geschenke würde der Verzicht aufs Schenken ein sinnentleertes Leben ohne Liebe, Freundschaft und Selbstfreundschaft zur Folge haben. In Bezug auf materielle Geschenke könnte der Verzicht sogar egoistisch erscheinen: »Ah, da will sich einer entziehen, am sozialen Leben nicht teilhaben, sich nicht nur die Ausgaben ersparen, die anfallen, sondern auch die Aufmerksamkeit für Andere, die er ihnen verweigert!«

Wenn also auch die Abstinenz nicht durchweg problemfrei ist, hat der Einzelne letztlich die Entscheidung zu treffen, welche Probleme beim Schenken er bevorzugt. Schenken ist ein Teil des Lebens, das ohne Probleme eben nicht zu haben ist. Die damit einhergehenden Heraus-

forderungen offensiv anzugehen, erbringt wertvolle Erkenntnisse und verfeinert das Gespür für das Richtige. Einen zu großen Blumenstrauß habe ich nie wieder jemandem geschenkt. Ein fehlerfreier Schenkender bin ich dennoch nicht geworden. Muss ich auch nicht werden, habe ich irgendwann beschlossen. Es genügt völlig, die Fehlerquote langsam etwas abzusenken. Irren beim Schenken ist menschlich, nur Mut!

I.

Von der Kunst des Schenkens: Geben- und Nehmenkönnen

Die Grundelemente einer Kunst des Schenkens gehörten in der Philosophie einst zu den großen Themen der Ethik. Aristoteles rühmte in der *Nikomachischen Ethik* (Buch 4) im 4. Jahrhundert v. Chr. den großzügigen, freigebigen Menschen, der Anderen eine echte Hilfe sein könne und dem daher viel Zuneigung zuteilwerde. Er müsse aber in der Lage sein, richtig zu schenken, »nämlich: an der richtigen Stelle, im richtigen Ausmaß, zur richtigen Zeit und so fort, was eben das richtige Geben charakterisiert«. Nicht wahllos solle er schenken und sich über die wichtigste Voraussetzung des Schenkens im Klaren sein: »Er wird aber das Seinige auch nicht verkommen lassen, denn es ist ja seine Absicht, Anderen damit zu helfen.«

Im 1. Jahrhundert n. Chr. mahnte Seneca in seinem kleinen Buch *Vom glücklichen Leben* (24, 1): »Wenn einer glaubt, Schenken sei eine leichte Sache, so irrt er.« Es komme in dieser Sache darauf an, nicht nachlässig zu sein und auf keinen Fall willkürlich, sondern mit Überlegung vorzugehen und sich zu fragen, ob jemand eine Wohltat verdient hat oder ihrer bedarf oder ob etwa eine selbst erhaltene Wohltat angemessen zu beantworten ist. Die Freigebigkeit heiÙe so, weil sie von einer freien Seele ausgehe, die gerne gibt und nicht darauf aus ist, etwas zurückzubekommen, sondern zu helfen, zu fördern und zu nützen, ohne Ansehen der Person: »Wo immer ein Mensch ist, da ist der rechte Ort für eine Wohltat.«

Jede Wohltat hat jedoch grundsätzlich zwei Seiten, und jede erfordert ein besonderes Können: Der Seite des *Gebenkönnens* entspricht die Gegenseite des *Nehmenkönnens*. Wer sagt, Geben sei seliger als Nehmen (*Neues Testament*, Apostelgeschichte, 20,35), bedenkt die Seite des Nehmens zu wenig. Damit einer geben kann, muss ein Anderer nehmen können. Ein Geschenk

anzunehmen, entgegenzunehmen, in Empfang zu nehmen, beruht auf der Bereitschaft, eine Beziehung zum Schenkenden einzugehen. Je größer das Geschenk, desto schwieriger wird jedoch das Annehmen, denn wie wäre jemals adäquat darauf zu antworten? *Do ut des*, »ich gebe, damit du gibst«: Von alters her verpflichtet Schenken zur Dankbarkeit, wenn nicht zu einem Gegengeschenk. Um den Nehmenden nicht unglücklich zu machen, wäre also auf Seiten des Gebenden das Maß des Schenkens zu bedenken.

In einer ausbalancierten Beziehung ist das nicht weiter dringlich, in einer schwierigen Beziehung aber erschöpft sich die Freigebigkeit des Schenkenden rasch und es liegt ihm auf den Lippen zu sagen: »Was habe ich alles für dich getan, und du?« Der Beschenkte zeigt sich aus dieser Sicht »undankbar« und bleibt »etwas schuldig«, während der Schenkende sich in seiner Großzügigkeit über solche menschlichen Niederungen erhaben weiß und sich kaum je eingesteht, dass es mit seiner Selbstlosigkeit beim Schenken nicht weit her ist: Es ist der Schenkende, der sich mit

dem Gefühl stärkt, einem Anderen Gutes zu tun. Er schenkt, weil es gut für ihn selbst ist. Schenken macht die Seele weit, Geiz macht sie eng. Hat daher »der Geber nicht zu danken, dass der Nehmende nahm?«, fragte aus gutem Grund Friedrich Nietzsche in *Also sprach Zarathustra* (Dritter Teil, 1884, »Von der grossen Sehnsucht«).

Das Schenken ist besser zu verstehen, wenn es als *ontologischer Akt* betrachtet wird, der auf der Klaviatur der verschiedenen Ebenen des Seins (*on* im Griechischen) spielt: Möglichsein, Wirklichsein. Der Schenkende nutzt *Möglichkeiten*, über die er verfügt, um eine *Wirklichkeit* herzustellen, etwa einen Wunsch des Anderen zu erfüllen. Über Möglichkeiten des Schenkens zu *verfügen*, ist eine Frage der Kreativität und der Ressourcen. Möglichkeiten *verwirklichen* zu können, ist eine Frage der praktischen Umsetzung. Manche Möglichkeiten besonders gekonnt, also *exzellent* zu verwirklichen, ist eine Frage der Übung und des Gespürs.

Schon das Verfügen über Möglichkeiten, das den Schenkenden auszeichnet, ist ein Zeichen

dafür, dass das Schenken an die Ausübung von *Macht* grenzt, die genau das ist: Ein Verfügen über Möglichkeiten, mit deren Hilfe etwas oder jemand zu beeinflussen ist. Je mehr der Schenkende schenken kann, desto mehr Macht hat er, beispielsweise Beziehungen zu knüpfen und Bindungen zu festigen, womöglich mit dem Schenken auch eine soziale Rangordnung aufzuzeigen. Selbst dann, wenn der Schenkende wirklich nur schenken will und sich dabei wohlfühlt, kann der Beschenkte sich dennoch unwohl fühlen, wenn das Geschenk eine Asymmetrie in der Beziehung zum Schenkenden erzeugt.

Im besten Fall tut der Schenkende beim Beschenkten Möglichkeiten auf. Unweigerlich kommen diese gleichwohl wieder dem Schenkenden selbst zugute, etwa dadurch, dass er leichteren Zugang zum Beschenkten erhält, seine Sympathie gewinnt und »etwas gut hat bei ihm«, insofern er ihm Gutes tut.

Dass dem Schenken traditionell ein hohes soziales Ansehen eigen ist, sollte nicht den Blick dafür trüben, dass es auch soziale Folgen hat.